

Klaus Hildebrand

Helmut Kohl blickt zurück

*Helmut Kohl:
Erinnerungen 1930–1982*
Droemer Verlag,
München 2004, 600 Seiten,
28,00 Euro

Nicht wenige derjenigen Repräsentanten, welche die Revolution der Staatenwelt zwischen 1989 und 1991 maßgeblich mitgestaltet haben, allen voran George Bush und Michail Gorbatschow, Margaret Thatcher und François Mitterrand, haben inzwischen Selbstzeugnisse und Darstellungen über ihr Leben im Allgemeinen und ihre Haltung zur deutschen Frage im Besonderen vorgelegt. Daher ist es zu begrüßen, dass nunmehr auch Helmut Kohl, der als Kanzler der deutschen Einheit in die Geschichte eingehen wird, seine *Erinnerungen* verfasst und den ersten Band veröffentlicht hat.

Er reicht von der Geburt des späteren Bundeskanzlers im Jahr 1930 bis zur Übernahme des hohen Amtes im Jahr 1982 und entfaltet seine Vita in vier

Teilen: „Wurzeln und Präzungen“ sind die Jahrzehnte zwischen 1930 und 1959 überschrieben, bis er, ungewöhnlich jung, in das Mainzer Landesparlament einzog; „Landespolitiker in Rheinland-Pfalz“ ist die Dekade zwischen 1959 und 1969 betitelt, bis er im Alter von 39 Jahren zum Regierungschef seines Landes aufstieg; „Ministerpräsident in Mainz“ steht über den Jahren zwischen 1969 bis 1976, bis er das risikobehaftete Amt des „Oppositionsführers in Bonn“ übernahm. Damit wird auch zugleich die letzte Phase vor der Kanzlerschaft gekennzeichnet, als der ausdauernde Pfälzer notgedrungen zu einem großen Duldler wurde. Jedenfalls erhält der Leser einen anschaulichen Eindruck davon, was Opposition in einer parlamentarischen Demokratie bedeuten kann.

Die Disposition des Werkes ist aufschlussreich: Die speziellen Kapitel, die das Leben erzählen, werden von allgemeinen Betrachtungen unterbrochen, welche die glo-

bale Entwicklung reflektieren. Anfangs ist der Abstand zwischen beiden Ebenen der Darstellung groß, wird mit voranschreitender Zeit und zunehmender Bedeutung des Autors geringer und dürfte – das lässt sich leicht absehen – im abschließenden zweiten Band der *Erinnerungen* zu weitgehender Identität finden.

Über die „Gnade der späten Geburt“

Kindheit und Jugend eines sich aus bescheidenen Anfängen entwickelnden Lebens wurden durch das familiäre Milieu eines liberalen Katholizismus ebenso geprägt wie durch die gleichsam natürliche, beinahe instinktive Ablehnung des gottlosen Totalitarismus der Nationalsozialisten. In ihn nicht wie früher Geborene verstrickt worden zu sein, hat Helmut Kohl mit weiser Einsicht als eine „Gnade der späten Geburt“ beurteilt: „Wir, das heißt meine Generation, waren noch zu jung, um während dieser Jahre selbst in Schuld ver-

strickt zu werden, aber doch schon alt genug, um die Schrecken der Diktatur und das Leid des Krieges zu erfahren und wahrzunehmen ... Gerade weil meine Generation wegen ihrer Jugend nicht selbst schuldig werden konnte, sind wir durch eigenes Erleben und die Kenntnis der Geschichte verpflichtet, alles daranzusetzen, damit in unserem Land nie wieder Unrecht, Unfreiheit und Unfrieden möglich werden ... Das meint für mich die ‚Gnade der späten Geburt‘.“

„Nie wieder Krieg“

Vor diesem Hintergrund stellte sich für den bei Kriegsende erst Fünfzehnjährigen, der „die ganzen Konsequenzen“ des Jahres 1945 natürlich noch gar nicht zu erkennen vermochte, gleichwohl ein „Gefühl der Katastrophe“ ein: Besiegt und davongekommen, „erlöst und vernichtet in einem“, wie das einsichtsvolle Wort von Theodor Heuss lautet, fand sich – zumindest das westliche – Deutschland im Jahr 1945 wieder. „Für mich waren jedenfalls“, so die einfache, bis heute für den Autobiografen geschichtswirksame Folgerung, „diese Jahre mit den zahllosen Bombennächten, den Einsätzen in den Löschtrupps, der Begegnung mit dem Tod in frühen Lebensjahren, dem

Verlust des Bruders und den chaotischen Verhältnissen bei Kriegsende eine tief prägende Erfahrung ... Ich brauchte den Satz ‚Nie wieder Krieg‘ nicht zu buchstabieren. Er war ein Teil meines Lebens, meines Wesens geworden.“

Politische Heimat

Und die Partei, der er sich bereits in ganz jungen Jahren anschloss und die er zeitlebens als seine „Heimat“ empfunden hat, „die Union hatte ihre Wurzeln ganz wesentlich im Widerstand gegen die Nazibarbarei“, vermochte sie doch ihre Gründung nach einem Wort des späteren Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier bis in die „Gefängnisse von Tegel“ zurückzuführen. Sich dieser Anfänge immer wieder zu vergewissern, bleibt die CDU bis heute aufgerufen – weil eine geschichtswissenschaftliche Betrachtung ihrer Herkunft für ihre Existenz in der Zukunft einfach unverzichtbar ist. Vor diesem Hintergrund beeindruckte der sozialdemokratische Parteiführer Kurt Schumacher, der elf Jahre Konzentrationslager im „Dritten Reich“ überlebt hatte, während der frühen Jahre vor der Gründung der Bundesrepublik Deutschland Helmut Kohl noch stärker, als die anderen

Gründungsgestalten des westdeutschen Provisoriums, Konrad Adenauer und Theodor Heuss, dies getan haben. Von seiner Bewunderung für den damaligen Vorsitzenden der SPD in den Westzonen einmal abgesehen, ist überhaupt auffällig, wie vorteilhaft, bis an die Grenze des zuweilen Überraschenden, der Autor den einen oder anderen politischen Gegner porträtiert, beispielsweise die alles andere als unumstrittene Persönlichkeit des Bundespräsidenten Gustav Heinemann. Dass damit auch ein literarisches Kontrastmittel gewonnen wird, um den weit weniger geschätzten Walter Scheel zu charakterisieren, ist dabei kaum zu übersehen: „Scheels Vorgänger Gustav Heinemann hatte sicherlich mit uns in der CDU Probleme, was angesichts seines politischen Lebenswegs verständlich war. Aber er hatte sich um eine faire Gesprächsbasis bemüht. Das konnte man von Walter Scheel nicht sagen. Obwohl er seine Parteimitgliedschaft während seiner Amtszeit ruhen ließ, gerierte sich Scheel von Anfang an als Exponent der sozialliberalen Regierungsmehrheit. Kein Bundespräsident vor ihm, weder Theodor Heuss noch Heinrich Lübke, noch Gustav Heinemann,

hat sich derart parteiisch gezeigt.“

Die wunderbaren Jahre der kindlichen und jugendlichen Unbekümmertheit, wie er mit dem bekannten Buchtitel seines „Lieblingslyrikers“ Reiner Kunze über die „trotz aller Entbehrungen glückliche Phase“ der ersten Nachkriegszeit urteilt, neigten sich rasch ihrem Ende zu. Und mit seinem Eintritt in die Politik stellte sich, beinahe unvermeidlich, das ein, was Otto von Bismarck einmal so umschrieben hat: „Die Politik ist wie eine große Forelle, welche die kleine Forelle auffrisst. Denn die Forelle gehört zu den Raubfischen ... – so hat die Politik jedes andere Steckenpferd, das ich jemals gehabt habe, verschlungen.“ Was der Begründer des deutschen Nationalstaates im 19. Jahrhundert erfahren musste, blieb seinem Wiederbegründer ein Jahrhundert später nicht erspart: Die Politik forderte alles, und Helmut Kohl gab es.

Noch bevor er die Universität verlassen und seine Berufstätigkeit in verschiedenen Verwendungen der Industrie begonnen hatte, rebellierte er, ganz im Sinne eines von Generation zu Generation sattem bekannten Erfahrungsmusters, gegen die Altvordenen und Etablierten seiner Partei: „Die

CDU erschien uns in jenen fünfziger Jahren, meiner Sturm-und-Drang-Zeit, allzu routiniert, verbürgerlicht und autoritär verkrustet.“ Vor dem Hintergrund seiner Frankfurter und Heidelberger Studienjahre, die er mit einer geschichtswissenschaftlichen Promotion beschloss, hat er – bemerkenswert, weil für ihn handlungsrelevant – zu keiner Zeit seines Lebens „den Nutzen von Geschichtsschreibung“ vergessen oder verkannt; stets standen ihm die klassischen Grundmuster einer Historiographie vor Augen, wie Leopold von Ranke sie verkörpert: „Aus meiner Sicht ist Leopold von Ranke, der führende Historiker im neunzehnten Jahrhundert, ... keineswegs überholt – wie man in den siebziger Jahren meinte –, sondern von bleibender Aktualität. Geschichte ist eben nicht nur die Folge eines unentrinnbaren Schicksals oder angeblicher historischer Gesetzmäßigkeiten, sondern das Ergebnis des Denkens und Handelns von Menschen.“

Seine Beschäftigung mit Geschichte hat Helmut Kohl, was sich in so mancher Beobachtung seiner *Erinnerungen* niederschlägt, ohne Zweifel geprägt und geschult – wenn er beispielsweise über eine frühe Begegnung mit dem

späteren Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger berichtet und mit einem einzigen Satz das Wesentliche der gebildeten Persönlichkeit des weltläufigen Schwaben zu charakterisieren versteht: „Er hatte die Gabe, im Alltäglichen den philosophischen Grund zu entdecken.“ Allein, bei aller Wertschätzung für den *homme de lettre* im Palais Schaumburg, vermochte Helmut Kohl dessen bleibende Leistung, die Große Koalition, die er würdigend anerkennt, niemals als vorbildlich oder gar als wiederholungswürdig einzuschätzen. Wie ein roter Faden, der seine politische Karriere durchzieht, wirkt das, was ihn von Anfang an von Franz Josef Strauß so diametral unterschieden hat und fast wie ein gegenwartsorientierter Appell anmutet: Während der ungestüme Bayer ohne die FDP, ja gegen diese an die Macht gelangen wollte, sah Kohl die Verbindung mit den Liberalen durchgehend als erforderlich an und handelte danach. Nicht untypisch ist daher, dass dieser Band der Memoiren, der mit seiner Wahl zum Bundeskanzler am 1. Oktober 1982 endet, vom Autor so beschlossen wird: „Nach meiner Wahl hatte ich ein kurzes Gespräch mit Hans-Dietrich Genscher. Ich dankte ihm für seine

Unterstützung. Ohne sein besonnenes Handeln ... und seinen unbeirrten Kampf gegen zahlreiche Widersacher wäre ich nicht der sechste Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland geworden.“

Mainzer Lehrjahre

Der Weg bis an dieses früh ins Auge gefasste Ziel war lang, hart und entbehrungsreich für den „Parteisoldaten“, wie Helmut Kohl sich mit demonstrativer Konfession selbst eingeschätzt hat. Er führte über so manche Station entsagungsvoller Kärnerarbeit, die er, zumal als junges Mitglied des Landtages in Mainz, niemals gering geschätzt hat: „Als Berichterstatter des Haushalts- und Finanzausschusses musste ich mich während der gesamten Legislaturperiode mit Etatproblemen der verschiedenen Ministerien befassen und immer wieder über Titel des Haushaltsplanes des Finanzministeriums referieren. Eine Materie, wie sie trockener und komplizierter nicht sein kann. Es ging um Besoldungsfragen für Betriebsprüfer, um Stellenkegel und behördliche Aufstiegschancen oder um Mitarbeiter des gehobenen Dienstes in der Justizverwaltung ... Die sechziger Jahre in Mainz waren für mich ganz wich-

tige und entscheidende Lehrjahre.“

Spätestens in dieser Zeit entstand jenes oft und ablehnend apostrophierte „System Kohl“, von dem so mancher nach oben getragen wurde, der sich danach davon zu distanzieren versucht hat: „Politische Macht ausüben kann nur“, bekennt der Deming eines politischen Netzwerkes, das es in der Geschichte immer wieder, wahrscheinlich sogar häufiger als selten, gegeben hat, „wer für seine Ideen Verbündete findet und mit ihrem Zuspruch zu Mehrheiten gelangt. Das ist absolut legitim und im demokratischen System so angelegt. Was böswillig als ‚System Kohl‘ diffamiert wird, ist nicht nur immer wieder von Wahlen abhängig gewesen und durch Wahlen legitimiert worden, sondern war immer außerordentlich erfolgreich.“

Die „wilden Sechziger“

Sowohl in Mainz als auch in Bonn, also für das Amt des Ministerpräsidenten in Rheinland-Pfalz und das des Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland, wurde im Sinne des klassischen Verständnisses vom Parlament als einer Pflanzstätte für die Rekrutierung von Regierungsmitgliedern die Fraktion für Helmut Kohls Aufstieg entschei-

dend: Empfang Konrad Adenauer sie zuweilen als ein „Fegefeuer“, für Helmut Kohl wurde sie zum Sprungbrett. Die wilden sechziger Jahre erlebte der spätere Bundeskanzler in Mainz. Als Repräsentant der Union, einer Partei, die seit ihrer Gründung Modernität und Zeitgemäßheit mit Tradition und Wertebewusstsein zu verbinden trachtet, bringt er geradezu erstaunliches Verständnis für die so genannten Achtundsechziger auf und sieht ihr „Anliegen“ bis heute „nicht völlig negativ“. Darüber verkennt er freilich nicht die Gefährdungen und Gemeinheiten, die mit der antiparlamentarischen Versuchung gegen das bestehende System einhergingen: „Trotzdem reden viele diese Zeit schön, wenn sie sich an damals erinnern, und belügen die heutige Generation mit Behauptungen, die mit der damaligen Wirklichkeit nicht das Geringste zu tun haben ... Es war für mich immer wieder erschreckend, mit welchem hohem Maß an Rücksichtslosigkeit und oft auch an Brutalität da vorgegangen wurde. Widerspruch und andere Meinungen konnten diese angeblich auf Toleranz ausgerichteten Zeitgenossen nicht ertragen.“

Die im Jahr 1969 mit der „Ära Brandt“ anbrechende Epoche in der Ge-

schichte der Bundesrepublik Deutschland beurteilt Helmut Kohl ausgesprochen kritisch, weil sie in fast eschatologischer Manier eine „neue Zeit zu schaffen“ versprochen, nach einem „neuen Menschen“ verlangt und „Erlösung durch Politik“ gepredigt habe, ja weil in ihr jede Innenpolitik schlechthin zur „Reformpolitik“ und Außenpolitik einseitig zur „Friedenspolitik“ verkürt worden sei. Allein, beinahe genauso hart wie gegen die sozialliberalen Regierungen, hatte er sich damals mit der bayerischen Schwesterpartei, der CSU, auseinander zu setzen; das kulminierte im Kreuther Trennungsbeschluss vom November 1976 und durchzog die siebziger Jahre insgesamt: „Von Anfang an bemühte ich mich um ein einvernehmliches Verhältnis zwischen CDU und CSU. Das gestaltete sich allerdings über viele Jahre als besonders schwierig und galt als die eigentliche Herausforderung für den CDU-Bundvorsitzenden. Keiner meiner Vorgänger musste so viel Energie in das geschwisterliche Verhältnis investieren wie ich. Das lag natürlich auch am konfliktbeladenen Generationswechsel, an unterschiedlichen Temperamenten und Charakteren. Ich habe für diese Herausforde-

rung, die oft bis zur Grenze des Zumutbaren ging, außerordentlich viel Arbeits- und Lebenszeit aufbringen müssen.“

Voreingenommenheit der Öffentlichkeit

Und die dritte Front, an der er zu kämpfen hatte, war durch die gegen ihn von Beginn an mehrheitlich voreingenommene veröffentlichte Meinung markiert; die Attacken von Seiten mancher Intellektueller kamen ihm zuweilen, beispielsweise im Zusammenhang mit dem für die Existenz der Bundesrepublik Deutschland entscheidenden NATO-Doppelbeschluss, schlicht als unverantwortlich vor. Bemerkenswert ist, dass der Autor hier und da, im bilanzierenden Rückblick, auch Fehler einzugestehen bereit ist, nicht zuletzt dann, wenn es um außenpolitische Entscheidungen geht, etwa im Hinblick auf jene Ablehnung, welche seine Partei der Schlussakte der Helsinki-Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa vom 1. August 1975 zuteil werden ließ: „Im Nachhinein bedaure ich unsere Haltung – auch meine persönliche –, weil sie dazu führte, dass wir uns mit dem KSZE-Prozess lange Zeit nicht anfreunden konnten. Dass wir die Schlussakte rundweg ab-

lehnten, war schlichtweg ein außenpolitischer Fehler.“

Wider die Überheblichkeit

Dass der große alte Mann des wieder vereinigten Deutschland kein Blatt vor den Mund nimmt und von seiner jugendlichen Streitlust nichts eingebüßt hat, wenn er mit ganz unterschiedlichen Kontrahenten vor Gericht geht, berührt, so wie es die einen nach wie vor stören wird, die anderen es als ausgesprochen sympathisch empfinden – wenn er beispielsweise für die ohne Zweifel hoch qualifizierte Beamtenschaft der Bundesrepublik Deutschland, ohne welche die innere Einheit in der Entscheidungslage der Jahre 1989/90 und während der Dekade danach gar nicht vorstellbar ist, eine Lanze bricht, diejenigen Vertreter der großen Industrie dagegen, die sich wie ökonomische Mandarinen aufzuführen, in die Schranken weist: „Wie abwegig ist die immer wieder anzutreffende Arroganz von Leuten aus Wirtschaft und Industrie gegenüber der Beamtenschaft. Im Lauf der Jahre, auch als Kanzler der Bundesrepublik, wurde mir in vielfacher Form bestätigt, dass es nicht den geringsten Grund für Überheblichkeit gegenüber den leiten-

den Mitarbeitern im Staatsdienst gab. Das gilt insbesondere auch für die prägenden Erfahrungen in den dramatischen Monaten und Jahren des Kampfs um die deutsche Einheit.“

Schicksalsfrage „Nachrüstung“

So läuft denn die Erzählung seines Lebens schließlich auf den Regierungswechsel des Jahres 1982 zu. Entscheidend wurde in diesem Zusammenhang, daran lässt Helmut Kohl gar keinen Zweifel aufkommen, die Außenpolitik. Ohne Einschränkung rühmt er Helmut Schmidts Entschiedenheit für den NATO-Doppelbeschluss: „Es ist einer seiner ganz großen Verdienste, dass er als Verfasser des NATO-Doppelbeschlusses diese Konsequenzen (die mit der Entscheidung der Allianz verbunden waren K. H.) national wie international auch durchgesetzt hat. Helmut Schmidt, der in sicherheitspolitischen Fragen mir näher stand als Willy Brandt und dem linken Parteiflügel der SPD, vertrat vehement diese Ansicht – ganz im Sinne Adenauers und seiner er-

folgreichen Außen- und Sicherheitspolitik.“ Mit anderen Worten: „In der Frage der Nachrüstung entschied sich im Grunde das Schicksal unserer gesamten Verteidigungsstrategie. Wenn es nicht gelingen sollte, die sowjetische Bedrohung durch Verhandlungen zu beseitigen, blieb nur noch die Möglichkeit, ein militärisches Gegengewicht in Europa aufzubauen, weil wir uns sonst von der Strategie des Gleichgewichts endgültig verabschiedet hätten.“

Das Primat der Außenpolitik

Mit der „so genannten Friedensbewegung“ rechnet er, dem die Geschichte auf diesem Feld Recht gegeben hat, entschieden ab und urteilt über seinen Vorgänger im Amt des Bundeskanzlers, über seine eigene Person und über die politischen Verhältnisse der Zeit: „Der von Helmut Schmidt maßgeblich mitformulierte Doppelbeschluss – für mich seine größte Leistung als Bundeskanzler – stellte die SPD vor eine innerparteiliche Zerreißprobe und führte schließlich zum Ende seiner

Kanzlerschaft ... Die Verwirklichung und Durchsetzung des NATO-Doppelbeschlusses auch auf internationaler Ebene zähle ich zu den größten politischen Erfolgen meiner Regierungszeit, meines Lebens.“ Mehr noch: Die Tatsache, dass sich die Geschichte seiner Zeit im Zeichen eines Primates der Außenpolitik vollzogen hat, lässt ihn in gleichsam zeitenthobener Perspektive den allgemeinen Schluss ziehen: „An diesem Beispiel zeigt sich, dass die außen- und sicherheitspolitischen Grundentscheidungen für das Schicksal eines Volkes wichtiger sind als alle innenpolitischen Fragen.“

Helmut Kohl hat, wie könnte es in den *Erinnerungen* eines Staatsmannes anders sein, sein Recht auf Subjektivität der Darstellung in vollem Umfang wahrgenommen und hat somit seinen unverwechselbaren Beitrag geliefert, um Historikern zukünftig die Chance zu geben, prüfend und ergänzend, korrigierend und kritisch, diesen mächtigen Mosaikstein in ihr Bild über die „Ära Kohl“ einzufügen.